

Bernd Weiler wurde 1959 in Eisligen/Fils am Albtrauf geboren und studierte Germanistik und Anglistik, um dann als freier Redakteur und Autor im Bereich Reise und Natur zu arbeiten. Derzeit ist er als Hausmann, freier Lektor und Autor tätig. Er hat mehrere Regiokrimis veröffentlicht, den Vorgängerband »Leberkäsweckle« und eine Bodensee-Krimireihe mit der Kommissarin Kim Lorenz. Er lebt mit seiner fünfköpfigen Familie in Pfullingen.

BERND WEILER

Butterbrezel

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Elisabeth

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/pfosti
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-400-7
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*Es ist nicht die Zeit, die Menschen macht,
es sind die Menschen, die ihre Zeit machen.*

Bernd Weiler

Vorwort des Autors

Liebe Leser, als ich das Manuskript zu diesem Buch verfasste, war die Geschichte der FDP noch nicht so weit geschrieben, wie sie es heute ist. Als Autor habe ich gewisse Entwicklungen beobachtet und spekuliert, wohin der Weg der FDP wohl gehen würde. Dass es so gekommen ist, wie es gekommen ist, mag Zufall oder Unausweichlichkeit sein. Ich sah keinen Grund, meinen Text jetzt, mehr als zwei Jahre nach seinem Entstehen, in dieser Hinsicht zu korrigieren. Natürlich wünschen Frieder Kötzle und ich der FDP gute Besserung.

Eine kleine Anmerkung zum Buch: Als ich »Leberkäsweckle« schrieb, wollte ich damit nicht aufhören. Also habe ich weitergeschrieben. Was dann entstand, ist das, was euch, liebe Leser, mit der »Butterbrezel« nun vorliegt. Pfenningen sollte sich weiterentwickeln, die Personen sollten ihre Wege gehen, und vor allem sollte der Schriftsteller sich endlich finden. Zusammen mit meiner Lektorin, Susann Säuberlich, die Gott sei Dank den ersten Band nicht gelesen hatte, habe ich versucht, einen Anschluss herzustellen. Trotz alledem möchte ich empfehlen, vielleicht den ersten Band, also »Leberkäsweckle«, dann doch noch vorher zu kaufen und zu lesen. Das ist keine neue Marketingmasche, sondern ein gut gemeinter Aufruf des Autors, denn dann macht das Lesen dieses Buches auf jeden Fall mehr Spaß. Ich wünsche ein fröhliches Leseerlebnis.

Drei Tote in Pfenningen!

Gestern erreichte den Beutlinger Generalanzeiger ein Bericht seines Pfenninger Korrespondenten Ignaz Würer über die Geschehnisse der letzten Tage im Nachbarort Pfenningen. Würer sprach auch mit der örtlichen Kriminalpolizei.

Drei tote Menschen gibt es in unserer Nachbarstadt Pfenningen zu beklagen. Kommissar Knöpfle vom Pfenninger Revier erklärte gegenüber dem Beutlinger Generalanzeiger, dass es eine Reihe von unglücklichen Todesfällen in Pfenningen gegeben habe. Begonnen habe das Ganze mit dem Tod von Elfriede Schuckerle, die von der Ehefrau des Pfenninger Bürgermeisters, Luise Bremer, versehentlich beim Waffenreinigen erschossen wurde. »Des war a Ofall«, meldete sich dazu der bekannte Kommissar Schirmer zu Wort. Ein weiterer Toter war am selben Tag an einer Kreuzung der Hauptstraße ganz in der Nähe der Christuskirche zu beklagen. Franz Werth hatte beim Überqueren der Straße den Bürgerbus übersehen und wurde bei der Kollision tödlich verletzt. Mehr als verletzt wurde tags darauf die Sekretärin des Bürgermeisters an den Rathaustreppen. Wie bekannt wurde, hatte Hans Bremer einen Auftragskiller gedungen, seine Frau aus der Welt zu schaffen, der dann versehentlich die Sekretärin erschoss. Laut Kommissar Knöpfle

werde hier noch ermittelt, die Hintergründe seien noch nicht klar. Wie zu hören war, ging diese Aktion wohl vom Pfenninger »Atlas-Grill« aus. Der Täter befindet sich noch auf der Flucht.

Ein vermeintlich vierter Toter entpuppte sich als Kunstprojekt einer Klasse am hiesigen Goethe-Gymnasium. Die Jugendlichen hatten eine männliche Figur im Kühlraum der Mensa einfrieren wollen. Als dies einer der Kochenden bemerkte, verständigte er umgehend die Polizei. Beutlinger Beamte ermittelten vor Ort, was vorgefallen war. Sie stellten fest, dass es sich lediglich um eine Pappmaschee-Figur handelte. Die Pfenninger Kriminalbeamten erlebten diesen falschen Todesfall nur von Weitem, denn sie waren, wie auch übrigens die Beutlinger Kriminalpolizei, mit anderen Fällen beschäftigt. Wie aus gut unterrichteten Kreisen bekannt wurde, verschwand unter sehr seltsamen Umständen ein Polizeifahrzeug. Wie unsere Zeitung berichtete, gab es am vergangenen Freitagabend einen Facebook-Aufruf zu einer Fete am Georgenberg. Die Jugendlichen strömten auch aus Beutlingen an die Berghänge. Wie es zu dem kam, was dann folgte, kann sich Dr. Sommerwagen von der Beutlinger Kreisklinik nur dadurch erklären, dass jemand die Getränke der Jugendlichen mit etwas versetzt

hatte. Inzwischen hat sich eine Gruppe »Rache für den Georgenberg« gegründet, die nach dem Schuldigen für diese Sauerei sucht. Wie Herr Dr. Sommerwagen berichtet, waren die Stationen des Beutlinger Kreiskrankenhauses mit den unzähligen Neuaufnahmen völlig überfordert. Erst jetzt, nach Tagen, könne man wieder einigermaßen mit offener Nase durchs Haus gehen. Allerdings, so Dr. Sommerwagen, sei es interessant, dass gerade lange Liegefälle und auch Frischoperierte eine teilweise unglaubliche Genesung erfahren hätten. Offensichtlich, so der Mediziner, habe sie der Gestank aus ihren Betten getrieben. Dr. Sommerwagen plant in diesem Zusammenhang eine Veröffentlichung im Medical Journal. Im Gespräch teilte der Doktor unserer Zeitung weitere Pfenninger Fälle mit. Die Frau des Bürgermeisters, Luise Bremer, Opfer eines Hausbrandes, war leider ihren Verletzungen erlegen. Die Anlieferung ihres eigenen Grabsteines hatte sie so aus der Fassung gebracht, dass sie sich mit ein paar Gläsern Cognac beruhigen musste. Mit etwa zwei Promille im Blut habe sie auf dem Stuhl das Gleichgewicht verloren, sei am Herd angeschlagen und bewusstlos zu Boden gegangen. Dabei hatte sie wohl die Herdschalter gestreift und so den Brand in Gang gesetzt. Außerdem, so Dr. Sommerwagen, sei ein Pfenninger Geistlicher mehrmals mit verschiedenen Verletzungen bei ihm auf Station gewesen. Dem Patienten gehe es inzwischen besser, er sei entlassen worden. Des Weiteren

seien auch ein Angestellter der Stadtverwaltung, ein Pfenninger Einzelhändler und ein Polizeiasistent bei ihm eingeliefert worden. Nachforschungen unserer Zeitung ergaben, dass es sich bei dem Einzelhändler um Hans M. handelt. Wie Augenzeugen berichten, sei dieser von der Sekretärin des Bürgermeisters attackiert worden, als diese wegen der Verletzung des Stadtverwaltungsbeamten einen Notruf absetzen wollte.

Es mag für den Leser verwirrend sein, was ich aus Pfenningen zu berichten habe. Ein Gespräch mit dem Gültbesitzer Frieder K., auf dessen Wiese das Pfenninger Besäufnis stattfand, war wenig ergiebig. Herr K., einmal Ressortleiter Politik unserer Zeitung, konnte zusammen mit Alfred R. am Samstagmorgen lediglich die Verunreinigung der Wiese feststellen. »A Mordssauerei!«, so der Rentner Alfred R. Wie es zu dem Facebook-Aufruf gekommen war, konnte sich Frieder K. nicht erklären. Auch im Zusammenhang mit dem Verschwinden des Polizeifahrzeugs, das zwei Tage später weiß angestrichen und mit einem Strohhut über dem Blaulicht plötzlich wieder hinter der Wache stand, wollte der Pensionär keine Angaben machen.

Nun wäre dies eine zwar schwierige, aber doch machbare Berichterstattung. Es kommt aber hinzu, dass all diese Vorfälle in der örtlichen Zeitung, dem »Pfenninger Blatt«, in literarischer Form beschrieben wurden. Die Redaktion des »Pfenninger« wollte zu diesen Veröffentlichungen keine Informationen ge-

ben. Allerdings konnte Kommissar Knöpfle unserer Zeitung gegenüber nicht verhehlen, dass ein hiesiger Schriftsteller verhaftet worden sei. Nachforschungen ergaben aber, dass es sich wohl um zwei verhaftete Schriftsteller handelt. Der eine, Zyrill von Ebhausen, wird sich in einigen Wochen wegen des Besitzes von Kinderpornografie zu verantworten haben, der andere, Bernd Weiler, scheint derjenige gewesen zu sein, der diese Zeitungsartikel geschrieben hat. Die Kommissare machten den Eindruck, als ob ihnen meine Recherchen in dieser Angelegenheit nicht gerade recht wären. Offensichtlich hatte dieser Schriftsteller einen deutlichen Wissensvorsprung gegenüber der örtlichen Kriminalpolizei. Wie zu hören war, ermittelten die Kommissare eher ihren eigentlichen Fällen hinterher. Wie uns Kommissar Knöpfle auf weiteres Nachfragen erklärte, sei dieser Bernd Weiler aus der Untersu-

chungshaft im Trübinger Gefängnis auf mysteriöse Weise geflohen. Zu allem Überfluss, so Knöpfle, habe er auch noch den Hans Bremer »mitgehen lassen«, wenn man ihm diese Formulierung erlaube. Wo sich die beiden Flüchtigen im Augenblick aufhielten, das entziehe sich seiner Kenntnis, so Kommissar Knöpfle. »Weg send se halt«, so Kommissar Schirmer aus dem Nebenzimmer. Die beiden Beamten machten nicht gerade den Eindruck, die Situation in irgendeiner Weise im Griff zu haben. Die Artikelserie im »Pfenninger Blatt« war mit »Stille Tage am Albtrauf« überschrieben gewesen. Stille Tage waren das in keinem Fall. Es werde noch einige Zeit dauern, bis die Polizei über die Vorkommnisse in Pfenningen einen umfassenden Bericht liefern könne, so Kommissar Knöpfle. Der Beutlinger Generalanzeiger wird seine werte Leserschaft über weitere Entwicklungen in Pfenningen auf dem Laufenden halten.

Weitere stille Tage am Albtrauf

So ging das doch nicht mit dem Schreiben, dachte der Schriftsteller. Hier in diesem Verlies konnte er kaum richtig Luft holen. Frei war er, gut, das schon, aber in diesem Keller konnte doch keiner ein paar vernünftige Worte aneinanderreihen. Er brauchte die Freiheit, den Wind, die Berge und auch mal ein kühles Bier.

Fast wünschte er, er hätte damals die Versorgung von Hans Bremer, als der hier einsaß, ein wenig mehr kritisiert und verbessert. Davon könnte er heute profitieren. So blieb die Versorgung hier eine einzige Zumutung. Dabei war doch alles so gut gelaufen. Der Litauer hatte dafür gesorgt, dass er wieder aus dem Gefängnis kam. Das war so was gewesen. Er hatte natürlich gleich an Literatur gedacht, »Der Graf von Monte Christo« etwa, »Papillon« oder die »Flucht aus Alcatraz«. Von wegen. Er wusste bis heute nicht, woher sein Zellenkollege, genannt die Glatze, all die vielen Schlüssel hatte und warum da überhaupt kein Wärter zu sehen gewesen war. Das war anscheinend ein sehr personalarmes Gefängnis dort in Trübingen, dachte er.

Jedenfalls waren sie, das konnte er so schreiben, einfach hinausgegangen. Gut, der Bremer war mal eben noch so mit rausgewitscht, aber sonst lief alles einwandfrei und zu seiner Zufriedenheit. Bis dahin. Eben bis dahin. Denn als sich Bremer dann davongeschlichen hatte, ging es für den Schriftsteller darum, einen Ort zum Schreiben zu finden. Denn in sein Haus am Pfenninger Ortsrand konnte er natürlich nicht zurück. Er brauchte seine Ruhe, wollte weiterschreiben, dieses Pfenninger Spiel weitertreiben. Er brauchte nichts Besonderes, war in dieser Hinsicht nicht anspruchsvoll. Gut, der Blick von seinem Balkon auf den Albtrauf war schon was Schönes gewesen. Es hatte funktioniert dort. Ihm hatte sein Büro genügt, aber bitte, wenn es um Höheres gehen sollte, dann vielleicht auch was Passenderes, um zu schreiben.

Er war locker, er schrieb so vor sich hin. Das merkte er, das sah er in seinen Sätzen. Das machte man nicht mal eben so, eine Stadt so hinschreiben, dass sie so lebte. Die Figuren agieren lassen, dann auch noch Gott mit reinschreiben, so was machte man eigentlich nicht. Man schrieb doch, um gelesen zu werden, oder man war so bekannt, dass man schreiben musste, egal was. Hauptsache, schwarz auf weiß. Aber wie sollte er anfangen? Hatte er nicht schon das meiste

von Pfenningen erzählt? Sollte er die Komödie denn wirklich noch weitertreiben?

Diese Frage stellte sich auch Gott droben im Himmel. Er wollte nicht unbedingt einen zweiten Band. Ihm hätte ja der erste genügt. Der Himmel mochte keine Wiederholungen. Einlieferungen hatte er nun wirklich genug gehabt in der letzten Zeit, und schließlich war er ganz zufrieden mit der Geschichte gewesen. Das mit der Befreiung aus dem Gefängnis stand allerdings nicht auf seinem Zettel, das musste ihm irgendwie rausgegangen sein. Die Gerda und der Franz, die übrigens hier oben gute Freunde geworden waren, erinnerten sich aber noch gut.

Da hatte er sich so zwei eingefangen. Die turtelten hier oben rum, als ob sie im siebten Himmel wären. Dabei gab es doch nur den einen. Aber mit denen kam er zurecht. Da machte ihm die Luise schon eher Sorgen, denn deren besseres Teil trieb sich ja noch dort unten rum. Die schaute und schaute, und sie las vor allem mit Entsetzen die Untertitel und zeterte rum. Und das konnte er nun gar nicht brauchen.

Da unten durften und konnten sie von ihm aus laut sein, diese seine Menschen, aber hier oben im Himmel galten dann endlich mal seine Gesetze, hier hatte er das Sagen, und das hieß: Stille. Das klappte mit den meisten auch ganz hervorragend. Da saßen Weltpolitiker in netter Runde und redeten über ihre Zeit da unten. Da wurden Gedanken ausgetauscht, womöglich Fehler zugegeben. Gut, da wurde dann auch mal einer laut, weil er feststellte, da unten gar nicht der gewesen zu sein, der er hatte sein wollen. Da wurde auch mal einem der Kopf zurechtgerückt, von wegen, wer warst du denn wirklich. Das war halt Himmel. Das Ende eben oder auch ein neuer Anfang.

Petrus beklagte sich immer, wie viel Mühe er hatte, dass die Hartz-IV-Empfänger bestimmten Herren nicht an die Gurgel gingen. Auch das war Himmel, schon so, wie es seine Jungs da unten seit Jahrhunderten proklamierten, man traf sich halt wieder, ein zweites Mal. Gericht? Nicht seine Sache, das machten die Menschen schon mit sich selbst aus. Mal so, mal so. Und auf das Jüngste Gericht konnte auch er noch ganz gut eine Weile warten. Er wollte sich die Chose

noch ein paar Jahrtausende anschauen und ein wenig mitspielen, dann würde er sehen. Schließlich war er Gott, und Zeit war ein Begriff, der ihm gehörte.

Das hätte Pfarrer Leonhard auch gern so gesehen. Aber die Zeit, die lief ihm ja eher immer davon. Wie jetzt etwa. Er hätte sich gern mal in Ruhe auf seine Bank hinter dem Pfarrhaus gesetzt und ein Zigarillo geraucht. Aber er musste immer weiter. Das hatte ihm irgendwie auch keiner gesagt, als er damals anfang, dass da auch junge Menschen, sozusagen Kinder, sein würden, die er dann zu unterrichten hätte.

Der Religionsunterricht war ihm ein Gräuel. Eigentlich waren es nicht so sehr die Kinder, diese Last hatten die rechtschaffenen Lehrer auch, nein, es war der Verlust an Glauben, der Achtung vor Gott und dem Ganzen, was ihn umtrieb und unsicher machte. Er konnte sich doch keines Momentes bewusst und sicher sein. Kaum hatte er eine Linie gefunden, war mittendrin, da fiepte entweder ein Handy mit einer SMS, oder einer dieser Schüler hatte eine Anwendung.

Wie letzte Woche diese Sophie. Steht mitten im Unterricht auf und behauptet, eine Erscheinung zu haben. Liebe Sophie, hatte er ohne Körperkontakt, denn man musste ja vorsichtig sein, gesagt, das wollen wir doch mal nicht so ernst nehmen. Von wegen. Die hatten das doch abgemacht, das war doch gegen ihn und die Kirche! Wie eingübt knieten sich die anderen Schüler vor diese Sophie hin und beteten für ihre Erscheinung. Oh große Sophie und so. Er war Pfarrer, aber er war kein Depp.

Mit dieser Einstellung ging er immer in die Schule und bis dahin hatte das genügt. Aber diesmal waren Reserven gefordert. Eigentlich hätte er sich so viel Phantasie gar nicht zugetraut, aber wenn es dann über einen kam, war es auch schön. Er hatte geistesgegenwärtig das Waschbecken gesehen und flugs die Gemeinde mal deutlich kalt getauft. Und wie bei sonstigen gesellschaftlichen Entgleisungen war der allgemeinen Euphorie eine schnelle Ernüchterung gefolgt. Er war mit Achtung aus der Sache rausgekommen, was ihm nicht unbedingt immer gelang. Gut, er musste anschließend zum Schulleiter, weil sich die Eltern beschwert hatten, dass ihre Kinder nass aus dem Unterricht nach Hause gekommen waren.

Immerhin, da hatten sie mal was mitgenommen, dachte Pfarrer Leonhard.

So hätte das Kommissar Willi Schirmer nicht gesehen. Er war auch nass, hatte aber nichts mitgenommen. Er hatte doch gleich gewusst, dass dieser Schreiberling weitermachen würde. Das war doch klar gewesen. Da gab es doch Wege, aus dem Gefängnis heraus zu schreiben. Heutzutage mit diesen Mails eh.

Ihn hatte der erste Band eingeholt. In seinem innersten Innern hatte er schon so etwas erwartet gehabt. »Die Rache des Georgenbergs« könnte man das nennen, dachte er hinterher.

Natürlich war mit den Artikeln in der Zeitung seine Aktion am Georgenberg bekannt geworden. Manche der Jugendlichen hatten zum ersten Mal wieder eine Zeitung in der Hand gehabt und bewusst gelesen. Und wie die gelesen hatten. Alles, das Trinkgelage, sein Einschleichen und schließlich auch alles darüber, warum es ihnen allen hinterher so schlecht gegangen war. Kein Wunder, dass sie einen Hass auf ihn schoben. Aber sie waren ja noch Kinder, hatte Schirmer gedacht und die Sache feste verdrängt.

Bis gestern Abend. Die hatten ihn also ausspioniert. Ihn und seinen Abendspaziergang, den er ziemlich regelmäßig machte. Er ging nicht mit dem Hund, denn er hatte keinen, nein, er ging einfach so noch eine Runde am Waldrand unterhalb des Monikabergs. Immer denselben Weg. Er hatte diese Blechbadewanne schon mal gesehen, hatte er noch gedacht, als er wieder aufwachte. Er war vermutlich schon Hunderte Male daran vorbeispaziert. Er erinnerte sich noch an ein Mal, da hatte er sich gefragt, was diese Blechbadewanne in diesem Gütle wohl zu suchen hatte oder was man damit machte. Jetzt wusste er es.

Er musste zugeben, die Rache war etwa so ausgefallen, niveaumäßig, wie auch seine Aktion am Georgenberg gewesen war. Sie hatten ihn abgepasst, ihm einen Sack über den Kopf gestülpt und mit so einem Spray kampfunfähig gemacht. Er hätte nicht gedacht, dass das ging, durch den Sack hindurch. Ganz schön gewitzt, die Jungs, war ihm noch durch den Kopf gegangen, bevor ihm die Sinne schwanden.

Als er aufwachte, lag er in der Scheiße, aber so richtig. Wo sie diese

Menge an Exkrementen herhatten, war ihm schleierhaft. Aber stinkte tat das zum Gotterbarmen. Er wuchtete sich aus der Wanne, sah an sich hinunter und dachte an Vollreinigung und die Möglichkeit, diese Freizeitjacke und seine Lieblingswanderhose jemals wieder benutzen zu können.

Sein Heimweg war quatschend verlaufen. Die Scheiße war ihm in die Schuhe gelaufen und von dort bei jedem Schritt, den er machte, auf den Weg gespritzt. Es hatte in der DDR mal einen tollen Film mit Manfred Krug gegeben: »Spur der Steine«. Er hingegen spielte hier gerade eher in einem Streifen mit, der hieß: »Spur der Scheiße«. Hoffentlich würde ihn niemand sehen, und hoffentlich würde ihm niemand begegnen. Das wäre fatal gewesen. Aber so, in diesem Zustand, konnte er nicht im Wohngebiet einlaufen. Das hätte ja nach Entdeckung und Bloßstellung geradezu geschrien. Als einziger Ausweg war nur der Bach geblieben, den er immer am Ende seines Spaziergangs überquerte. Er wusste, wenn er einigermaßen sauber und vor allem geruchsmäßig neutral das Wohngebiet betreten wollte, dann musste er rein in den Bach. Der war allerdings wirklich nur ein kleiner Bach, kaum dreißig Zentimeter tief. Also hatte sich der Kommissar hin und her gewälzt. Das Wasser war kalt, sehr kalt.

Als er bibbernd nach Hause kam und durchs Treppenhaus in den ersten Stock hinaufging, sah er es gleich: »Georgenberg-Revenge«, hatten sie ihm kunstvoll auf die Wohnungstür gesprüht. Verdammte Jungs, von wegen Kinder. Aber solange niemand wusste, wie diese Georgenberg-Revenge ausgefallen war, konnte er damit leben. Er schlich sich in seine Wohnung, zog die versauten Klamotten aus, duschte und zog sich an. Dann machte er sich daran, das Treppenhaus zu wischen. Schließlich setzte er sich todmüde auf sein Sofa und machte sich eine Flasche Bier auf. Es hatte ihm gereicht.

Aber nun war ein neuer Morgen. Es muffelte zwar noch ein wenig um ihn rum, aber er hatte mit viel Rasierwasser dafür gesorgt, dass ein strenger männlicher Duft den üblen Geruch überlagerte. Das würde an diesem Morgen seine kleinere Sorge sein. Aber das wusste Willi Schirmer zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Was sich da mit einem Klingeln an der Tür ankündigte, würde sein Leben auf den Kopf stellen. Aber lassen wir ihn ruhig mal zur Tür gehen, sich so seine Gedanken machen, wer denn wohl zu einer so frühen Stunde bei ihm klingelte. Mal sehen, wie weit es dann mit der Schirmer'schen Ruhe her sein

würde. Womöglich würde das Öffnen der Tür ihm einen ganz neuen Blick auf die Welt und sein eigenes Leben geben, womöglich.

Eine solche Veränderung hätte Genoveva Christlein an diesem Morgen nicht gebraucht. Veränderung, das war etwas Neues, und sie war fest im Glauben. Das hieß für sie Bleiben im Seienden. So hatte es Herr Bleibtreu gesagt, und sie hatte ihm das gleich geglaubt. Vorsichtshalber hatte sie mal den Schirm mitgenommen. Ihr wöchentlicher Einkauf auf dem Markt stand an. Viel brauchte sie ja nicht. Der Garten hinter ihrem Haus brachte eine kleine Ernte an Gemüse, die sie über das Sommerhalbjahr genießen konnte. Sie kellerte Karotten und Steckrüben in Sand ein, so wie sie es früher auf dem elterlichen Bauernhof in Ochsenwang am Albrand getan hatten. Dazu kamen zwei, drei Zentner Kartoffeln, die sie auf ihrem kleinen »Stückle« anbaute. Damit kam sie gut über den Winter. Denn der Herrgott sorgte schon für die, die an ihn glaubten, sagte sie dann immer zu sich und legte vertrauensvoll ihre rechte Hand auf die Bibel. Sie war eine Frau der Kirche, eine Tochter Jesu, das wollte sie sein.

Ihr Weg führte durch die geschäftigen Straßen Pfenningens, vorbei auch am Busbahnhof, wo diese Kinder saßen, rauchten, laut Musik hörten und sich Eis in die Rachen schleckten. Es ekelte sie vor diesem Genuss, diesem Genießen, diesem gottlosen Vorsichhinleben. Was sollte aus diesen Kindern denn einmal werden? Würden sie je einen Weg zum Herrgott finden? Sie musste sich beruhigen und an Gutes denken, an den heiligen Sebastian zum Beispiel, der so viel Gutes getan hatte, oder an den heiligen Emil, von dem niemand so recht wusste, warum er eigentlich heiliggesprochen worden war. Sie kannte sich richtig gut aus mit den Heiligen. Schon als Kind in Korntal hatte sie die Bildchen vom Pfarrer gesammelt und konnte heute mit Fug und Recht behaupten, eine der größten Sammlungen an Heiligenbildchen in ganz Süddeutschland zu besitzen. Hugo hatte das nie besonders wichtig gefunden. Obwohl er doch ein so gläubiger Mann gewesen war. Hugo, ihr Mann, der so früh gegangen war. Sie hatten sich gefunden, Kinder gezeugt, großgezogen im Glauben, dann ging er. An einem Himmelfahrtstag nahm ihn der Herrgott hinauf in seinen Himmel. Warum, das hatte sie nicht gefragt. Sie hatte getrauert um diesen gläubigen Mann, der sich sogar bei der Zeugung

der Kinder die Augen verbunden hatte. Er hatte sie nie erkannt, im biblischen Sinne. Er wollte einen Schritt weitergehen, noch biblischer, noch gläubiger sein. Auch er war aus Korntal gebürtig. Der Herrgott hatte ihn sicherlich gut aufgenommen. Die Guten nahm er gut auf, das glaubte sie fest. Die, die Gutes auch getan hatten, die nahm er noch besser auf. Dann würde es Hugo jetzt gut haben, wahrscheinlich, so dachte sie.

Sie schaute auf diese Kinder und dachte an ihre, die sie schon so lang nicht mehr gesehen hatte. Die Dorothea war nach Amerika ausgewandert, der Hans in den Norden, und die kleine Amalie trieb sich irgendwo im Bayerischen herum. Sie waren alle gegangen, geflüchtet, vor Hugo, diesem guten Mann. Er hatte sie doch erziehen wollen im Geiste seines Herrgotts, hatte ihnen die Bibel so lang über ihre Kinderschädel geschlagen, damit der Geist des Herrgotts in sie einkehren sollte. Sie hatten ihm das übel genommen. Sie hatte noch gedacht, vielleicht geht das so nicht.

Das hatte der liebe Gott damals auch gedacht. So ging das ja wohl aber überhaupt nicht. Er kannte diesen Herrgott nicht, den dieser Hugo da für sein Tun bemühte, aber das konnte er so nicht zulassen. Also hatte er ihn Himmelfahrt oder nicht Himmelfahrt kurzerhand von Petrus holen lassen. Dieser Hugo schmorte jetzt auf der Lernwolke vor sich hin und musste sich die ganze Glaubenskiste von ein paar Atheisten erklären lassen. So ging das, dachte Gott, du denkst, du hast einen Glauben, und dann stimmte das alles gar nicht.

Er wusste um die Schicksale der Kinder dieses Hugo. Der Dorothea ging es gut in Amerika, sie konnte sich frei machen von all dem Scheiß, den ihr ihr Vater hatte eintrichtern wollen. Der Hans, der war nicht mehr im Norden, den hatte es nach Südafrika verschlagen, damals. Der war nicht mehr rausgekommen aus dem väterlichen Denkhüttchen. Arbeitete lange in der Entwicklungsarbeit für die Kirche. Mit den Negern, wie er damals meinte. Dann wurden diese Neger befreit, und seine Einrichtungen musste er für ein Entgelt übergeben. An die Neger. Das hatte er nicht verkräftet. Ging in den Keller und schoss sich ein Loch in den Kopf. Armer Mensch, dachte Gott, aber die Wege des Herrn, also seine, waren eben so.

Er hatte den Fall auch mit Gerda und Franz besprochen. Die waren

ganz erstaunt, dass es so etwas heutzutage noch gab. »Und was wurde aus der jüngsten Tochter?«, hatte Gerda neugierig gefragt.

»Die kleine Amalie ist heute eine der kommenden Kandidatinnen der Grünen in Bayern«, sagte Gott mit ein wenig Stolz in der Stimme, »mal sehen, wann wir die dann drankommen lassen!« Gerda und Franz hatten gelacht, und auch Luise, die auf einen Sprung vorbeigeschaut hatte, amüsierte sich. Die Grünen in Bayern! Aber, siehe Baden-Württemberg. Es ging die Zeit, sie ging voran. »Das bin ich«, sagte Gott stolz. Die anderen nickten.

Das tat auch Kommissar Knöpfe an diesem Morgen, als Schirmer mal wieder kein Licht wollte. Natürlich, kein Licht. Bitte schön. Die alte Prozedur. Er wollte keine schlechte Stimmung heute Morgen. Er wusste noch nicht, wie er es machen sollte. Er musste sich was einfallen lassen. Wie sollte er das dem Kollegen Schirmer beibringen? Er konnte es selbst ja noch nicht glauben. Für Höheres empfohlen. Er war sich keiner Schuld bewusst. Aber das Schreiben lag schon ein paar Tage auf seinem Schreibtisch. Nur seiner Frau Britta hatte er davon erzählt. Ihr Jubel war da, aber hielt sich auch in Grenzen, denn immerhin bedeutete das Schreiben, dass er von Pfenningen wegmusste. Und damit auch weg von der Familie sein würde. Aber reizen würde ihn das schon. Britta hatte ihm dann doch zugeredet. Er sollte doch, das wäre doch und so. Da hatte irgendjemand seine Leistung in den letzten Monaten beobachtet und wohl gemeint, wer ein solches Chaos meisterte, der war doch zu mehr in der Lage, den konnte man doch brauchen. Er sollte ein Hauptkommissar in einer Ermittlungsgruppe werden. Hauptkommissar, das kam jetzt ziemlich schnell. Oder auch nicht, wie immer man zählte. Schirmer würde kein Hauptkommissar, da konnte man noch so lang zählen. Aber das alles war noch eine Weile hin. Deshalb zögerte er noch, dem Willi Bescheid zu geben. Das hatte doch noch Zeit. Er wollte ihm das schonend beibringen. Es würde sich schon noch eine Gelegenheit ergeben. Wenn keine Not ist, dann mach keine Not, das sagte sein Vater immer.

Mit solchen Lebensweisheiten konnte Hans Bremer in seiner Situation wenig anfangen. Er war zwar zusammen mit dem Schriftsteller